



Nr. 31

Donnerstag, den 4. August 1904.

19. Jahrgang

Eine neue Steuer.

Am Schwaben oben liegt eine Stadt,
Die bares Geld oft nötig hat,
Die Steuererhöhungen öfters erneuert.
Jetzt hat sie sogar die Dicken besteuert!
Wer dort ein Bäuchlein trägt umher,
Wer 130 Pfund wiegt und mehr,
Der muß bezahlen — es hilft ihm nichts —
10 Mark für jed' Pfund des Uebergewichts.
O Vaterstadt, auch du brauchst Geld,
Auch du hast dein Augen auf Steuern gestellt;
Rasch ahne nach, was die Schwaben beginnen,
Doch besteuere nicht Dickel! Besteure die Dünnen!
Die rundlichen, blühenden, schwenkwiegenden Herr'n,
Sie leben und lassen leben recht gern.
Sie geben die Gelder freiwillig heraus.
Sie sitzen nicht geizig, geldsparend zu Haus.
Die Dünnen, die Dünnen, die rechnen und sparen
Und in der Truhe den Mannnon verwahren,
Die reich sind und doch wie Verwischte leben,
Die ihr Vermögen zu niedrig angeben,
Sie nehmen beim Kraken nach Recht und nach Pflicht
Und besteuert gewaltig das Mindergewicht!

Wau-Wau.

Wenn man korpulent ist.

Eine lustige Offiziersgeschichte von Erwin v. Waldberg.
(Nachdruck verboten.)

Der Leutnant Freiherr von Wasungen wog über zwei Zentner, und das ist im allgemeinen zu viel für einen königlich preussischen Leutnant, dessen Hauptbeschäftigung in gutem Marsch und weiten Feldübungen besteht. Es wird auch nicht gern gesehen, zumal wenn sich mit der äppigen Körperfülle ein auffallender Haarschwund vereinigt. Der Leutnant macht dann den Eindruck eines Majors. Aber diese Ähnlichkeit hat höchstens die Konsequenz, daß für ihn die Majorsecke zur Leutnantsecke wird. Korpulente Offiziere kann man eben in der Armee nicht gut verwenden; sie sind nicht beweglich genug und halten nicht viel aus; sie verderben mit dem weit vorgestreckten Embonpoint die Richtung und sind daher beim Kompagnieergern eine beständige Sorge für den Kompagniechef.

Freiherr von Wasungen, der sehr an seinem Beruf hing, sah daher das Gespenst des blauen Briefes in drohender Nähe

und haderte mit dem Geschick, das ihm einen so glänzenden Appetit und einen so unbezahlbaren Durst verliehen hatte. Aber er hatte auch eine große Energie und setzte sich, obwohl unter gewaltigen Qualen, auf halbe Ration. Das ging so lange, als es gehen konnte. Nachdem aber das Bataillonsergern zu Ende war und mit der zunehmenden Hitze auch die Feldübungen zunahmen, wurde der Dienst unerträglich, und selbst die Energie des guten Wasungen konnte nicht standhalten. Er sagte sich: „Abschied oder nicht. Ich muß trinken!“ Freilich suchte er die erhöhte Flüssigkeitsaufnahme durch erhöhte körperliche Arbeit zu paralisieren. Er kaufte sich ein Fahrrad und machte weite Touren. Wenn ein älterer Kamerad oder ein Stabsoffizier ein Pferd zu bewegen hatte, war Wasungen zur Stelle und ritt, bis ihm die Füße im Steigbügel steif wurden und das Pferd nicht mehr weiter konnte. Alles aber half nichts. Das Bäuchlein rundete sich immer mehr, die Backen glänzten vor Feuchtigkeit, und der Kompagnieschuster setzte immer einen breiteren Zwickel in die Stiefelschäfte, damit der Herr Leutnant seine Waden unterbringen konnte.

Da sagte ihm eines Vormittags, als er traurig und durstig hinter der heimkehrenden Kompagnie auf der staubigen Chaussee einherpendelte, der Kompagniechef:

„Lieber Wasungen, Sie müssen entschieden eine Entfettungskur machen, das wird Ihrer Figur von großem Vorteil sein. Es geht wirklich nicht so weiter.“

„Jawohl, Herr Hauptmann,“ antwortete ganz kleinlaut der dicke Leutnant, und im Stillen ging er mit sich selbst zu Rat, auf welche Weise er die Entfettung bewerkstelligen könnte. Er wußte es selbst am besten, daß von vierzig Pfund mehr oder weniger Leibesgewicht seine ganze Existenz abhing; aber alles, was er bis jetzt angewandt hatte, war nicht von Erfolg gewesen. Was hatte er schon für Geld ausgegeben, was hatte er nicht alles schon für Mittel geschluckt, was für Schwitz- und Massagekuren gemacht, — nichts hatte fruchten wollen.

In recht trauriger Stimmung kam er mit der Kompagnie gegen zehn Uhr in der Kaserne an und beantwortete die Frage eines jüngeren Kompagniekameraden, ob er mit in das Kasino frühstücken gehe, mit einem heftigen Kopfschütteln und den bitter hervorgestoßenen Worten:

„Ich frühstücke überhaupt nicht mehr!“

Zu Hause angekommen, legte er sich auf seinen Divan nieder und dachte über die Ungerechtigkeit des Schicksals nach, das gerade ihn, der doch so gerne Offizier war, mit einem so fürchterlichen Pech verfolgte. Er zermartete sich das Gehirn, nahm alle seine Bücher und Broschüren über Fettlosigkeit und Entfettungskuren zur Hand, aber es wollte sich nirgends etwas finden, was er noch nicht probiert hatte. Endlich forderte die Natur ihr Recht, die

populär-medizinischen Schriften entglitten seiner Hand, und der zwei-Zentner-Leutnant schlummerte ein.

Langsam schlich die Zeit hin. In den Fenstern seiner Wohnung vorüber eilten die Offiziere zur Parole, der Ortsdienst ließ die Wache aufstehen und abmarschieren, und die Kompagniesignale tönten über den Kasernenhof, um die Musketiere zum Essen zu rufen. Wasungen merkte es nicht. Er schlief ruhig weiter, bis zu dem Augenblick, da ihn der Bursche mit der Meldung weckte, es sei Zeit, zu Tisch zu gehen.

„Zu Tisch? Schon wieder soll ich essen? Schrecklich ist das!“

Und doch hatte der Arme bis jetzt noch nichts zu sich genommen als ein Täßchen Tee und eine trockene Semmel. Am liebsten wäre er zu Haus geblieben und hätte die Hungerkur fortgesetzt; aber das Kasino ist eine Art Dienst, und der Offizier kann sich von der gemeinschaftlichen Mahlzeit nicht ohne besondere Entschuldigungsgründe ausschließen.

Er machte sich also fertig, zog den Ueberrock mit dem niedrigen Kragen an und schleppte seine zwei Zentner hinüber nach dem Kasino.

Als er den Saal betrat, wurde er von allen Seiten freundlich begrüßt, denn das Offizierkorps hatte ihn gern, da er keinem etwas zu Leide tat und niemals ein Spielverderber gewesen war. Er ließ seine Blicke durch den Raum schweifen und entdeckte einen Stabsarzt, den er nicht kannte, der aber wohl der neue, zum Regiment versetzte Arzt des dritten Bataillons sein mußte. Er ging auf ihn zu, machte seinen Knig und nannte seinen Namen, worauf ihm der Doktor kräftig die Hand schüttelte und lächelnd sagte:

„Sie sind ja wohl der im ganzen Korps berühmte dicke Leutnant?“

„Jawohl, Herr Stabsarzt, der bin ich leider.“

„Warum leider? Es liegt doch nur an Ihnen, schlank zu werden.“

Wasungen lächelte ungläubig.

„Wenn es nur an mir läge, Herr Stabsarzt, wäre ich so dürr wie eine Bohnenstange; aber das ist leider nicht der Fall.“

„Ach, Unsinn, wenn Sie es richtig anfangen, müssen Sie in vier Wochen mindestens vierzig Pfund abgenommen haben, dafür garantiere ich Ihnen.“

Das war Musik für Wasungens Ohren. Er machte sich schnell an den Stabsarzt heran und fragte ihn, ob er ihm eine besondere Kur raten könne.

„Gewiß kann ich das. Da gibt es im Schwarzwald ein kleines Sanatorium, das sich nur mit Entfettungskuren beschäftigt. Gehen Sie dort vier Wochen hin, und Sie werden das gewünschte Resultat mit Sicherheit erzielen.“

Diese Mitteilung ließ den dicken Leutnant nicht ruhen. Er ließ sich vom Stabsarzt die Adresse geben und bestellte sich die Prospekte der Anstalt, die auch richtig neben Anpreisungen ihrer Kur zahlreiche „Zeugnisse glücklich Geheilte“ enthielten. Das war etwas Neues, das hatte er noch nicht probiert. Daher machte er kurzen Prozeß und fragte beim Nachmittagsdienst den Kompagniechef, ob er etwas dagegen habe, wenn er zum Gebrauch einer Entfettungskur einen 4 wöchentlichen Urlaub einreichen würde.

„Gar nichts, lieber Wasungen,“ antwortete der Hauptmann, „ich würde es befürworten. Wir kommen ja jetzt in die Periode der Reserveoffiziere, wo Ihre Anwesenheit nicht so dringend nötig ist, als nachher und im Manöver.“

Wasungen nickte verständnisvoll. Im Manöver war er unentbehrlich, denn er war Fourieroffizier und als solcher berühmt für die Auffindung der besten Offiziers-Quartiere.

Am anderen Tage zur Parole fragte Wasungen seinen Kommandeur um Urlaub, der ihm mit dem freundlichen Wunsch guten Erfolges bewilligt wurde, und der dicke Leutnant stellte sich ein Rundreisebillet zusammen, dessen Ausfertigung er nur noch abwarten wollte, um nach dem kleinen Höhenkurort abjudampfen, den ihm der Stabsarzt genannt hatte.

Aber zwischen Lipp- und Kelchesrand schwebt der finstern Mächte Hand, und die Nürnberger hängen befanntlich keinen, sie hätten ihn denn zuvor. Zwei Tage darauf nämlich erkrankte der Chef der zwölften Kompagnie, und Wasungen wurde mit deren Führung beauftragt, worauf der Oberst die Urlaubserteilung mit bedauernder Miene zurückzog.

„Bitte um Verzeihung, Herr Oberst; aber ich habe mir ja schon ein Rundreisebillet bestellt.“

„Können Sie denn das nicht zurückgeben?“

„Leider nein, Herr Oberst, denn ich habe heute schon einen Koupon abgefahren, um mich von meinem alten Herrn zu verabschieden.“

Der Oberst, der ein sehr wohlwollender Mann war und nicht wollte, daß seine Offiziere unruhig Geld verlieren, schüttelte den Kopf und sann nach.

„Ja, lieber Wasungen, das ist eine böse Geschichte, da muß ich denn doch sehen, wie ich ohne Sie fertig werde.“

„Danke gehorsam, Herr Oberst!“ und freudig zog der dicke Freiherr ab, packte seine Siebensachen zusammen und dampfte mit dem nächsten Zuge los, damit nicht irgend ein neues Ereignis vielleicht doch noch den Urlaub verhinderte.

* * *

Wasungen war von seiner Kur, die er nun schon drei Wochen brauchte, außerordentlich befriedigt; wenn es auch verboten war, den täglichen Gewichtsverlust festzustellen, so konnte er doch schon fühlen, wie leicht ihm das Gehen wurde, wie die Lunge ohne Anstrengung einen längeren Lauffschritt aushielt, wie das Herzklopfen sich nicht mehr so peinigend bei jeder Anstrengung einstellte, — kurz, er hatte die deutliche Empfindung, auf dem rechten Wege zu sein, und segnete in Gedanken den neuen Stabsarzt, der ihm zu einem Erfolge verholfen hatte.

Aber alles nimmt ein Ende, so auch der Urlaub; und in den letzten Tagen vorher schrieb er seinem Burschen, er solle sämtliche Uniformstücke zum Regimentschneider bringen, um sie wieder gebrauchsfähig zu machen. Auf dem Wege dahin begegnete der Bursche dem Leutnant von Högstett, dem Intimus Wasungens, der ihn anhielt.

„Was ist denn los, Bleisoldat,“ fragte er ihn, „wilst Du etwa die Sachen Deines Herrn ins Pfandhaus tragen?“

„Nein, Herr Leutnant,“ antwortete der Polack, „ich tragen zum Regimentschneider Sachen vom Leutnant zum Ausbügeln. Kommt nächste Woche zurück, Herr Leutnant.“

„So, das ist recht nett!“

Dann wandte sich Högstett und verfolgte seinen Weg weiter.

Nach dem Nachmittagsdienst sah man Högstett die düstere Treppe in der Kaserne emporsteigen bis ganz oben unter das Dach, wo der Regimentschneider mit seinen Gehilfen hauste.

Er blieb nicht lange, und als er die Stube des Meisters verließ, glitt ein lustiges Lächeln über sein Gesicht.

* * *

Freiherr von Wasungen kam nach beendeter Kur wieder zu Hause an, ließ sich von dem Burschen die fein ausgebügelten Uniformstücke zurechtlegen und kleidete sich dann zur Parole an. Ueberrock und Helm war Vorschrift. Aber was war denn das: die Kur mußte ja glänzend gewirkt haben, denn der Ueberrock schlotterte ihm um den Körper; er konnte beinahe eine Faust zwischen die Taillen schieben, und auf dem Rücken bildeten sich bedenkliche Falten. Das war schön, das freute ihn, und so wollte er auch zur Parole gehen, damit der Oberst sah, wie erfolgreich er seinen Urlaub ausgenutzt hatte. Glücklicherweise wie ein Kind zeigte er jedem Kameraden, der ihm begegnete, den schlotternden Ueberrock, und bemerkte in der Freude seines Herzens nicht das lustige Lächeln, mit dem ihm jeder gratulierte. Auch bei Tisch war er Gegenstand allgemeiner Bewunderung, und schon war er nahe daran, den schönen Erfolg seiner Kur durch einen mächtigen Trunk zu feiern; aber davor bewahrte ihn die Angst vor der wiederkehrenden Korpulenz. Er war vollkommen glücklich, denn alles, was ihm bisher den frohen Mut geraubt hatte, war verschwunden, und er durfte nun hoffen, sich auch künftighin in seiner Schlankheit zu erhalten.

Drei Tage schwelgte er in seiner Freude; da sollte sie ein jähes Ende nehmen, und zwar durch eine Ordonnanz vom Regimentschneider, die dem Leutnant die Ausbesserungsrechnung brachte.

Was stand denn da? Wasungen traute seinen Augen nicht. Zwei Ueberrocke, zwei Waffenrocke, eine Litewka weiter gemacht und ausgebügelt. Weiter gemacht? Ja, was sollte denn das heißen? Weiter gemacht? So war also seine Schlankheit nur eine Täuschung, nur das Werk eines Schneiders . . . Da steckte kein anderer als der Högstett dahinter!

Als er sich bei Tisch über den Schabernack, der ihm gespielt worden war, mit trauriger Miene beklagte, begegnete er überall lächelnden Gesichtern, niemand hatte Mitleid mit ihm. Nur der Oberstleutnant, der als Strohwitwer gerade im Kasino auftröstete ihn:

„Lassen Sie gut sein, Wasungen, sorgen Sie sich nicht um Ihre Figur. Es gibt genug Stellen in der Armee, wo man einen so fleißigen und verständnisvollen Offizier gebrauchen kann, selbst wenn er zwei Meter um die Taille messen sollte.“ Zwei Tage darauf erst verstand Wasungen, was der Oberstleutnant mit dieser Andeutung gemeint hatte, denn er erhielt die Meldung, daß er nach dem Manöver zur Gewehrfabrik in Spandau kommandiert worden sei. Seine Vorgesetzten hatten seine Fähigkeiten erkannt und ihn aus der Front heraus in den technischen Dienst genommen. Niemand war glücklicher als er.

Die Wundersuppe.

Am Gericht in Schönekind,
Wo viel hübsche Mädchen sind,
Wirkt Assessor Schulze jezt;
Kürzlich ward er hintersezt.
Runggefelle ist er noch,
Aber reif für's Ehejoch.
Mütter, die an Töchtern reich,
Kugeln drum nach Schulze gleich.
Die Kollegen hänseln schon,
Und der eine fragt voll Hohn,
Als man Nachts den Bierstat drischt
Und er grad die Karten mischt:
„Schulze, Mensch, was muß ich seh'n?
Sah Sie heut zu Lehmanns gehn.
Diese Lehmann, die hat Geld,
Glaub's, daß Ihnen das gefällt;
Aber die will hoch hinaus,
Ekhaut nach einem Prinzen aus;
Ein Assessor des Gerichts —
So was ist für Lieve nichts!“
Schulzen stieg zu Kopf das Blut,
Rief: „Was schiert mich Gab' und Gut!
Der nur bin ich unterjocht,
Die am besten Suppe kocht!“
Raum war ihm das Wort entflohn,
War es auch „geflügelt“ schon.
Mütter, die an Töchtern reich,
Hörten's und befolgten's gleich,
Zeigten diesen wohlbedacht,
Wie man beste Suppen macht.
Luden dann auf Rärkchen fein
Ihn zum „Löffel Suppe“ ein.
Schulz' verlobt nach kurzer Zeit
Sich mit Müllers Adelheid.
Mütter sind drob tief empört,
Töchter finden unerhört,
Gede schimpft voll gift'gen Reids
Auf die Suppen Adelheids.
Nur die Lieve bittet leis:
„Gib mir Dein Geheimniß preis!
Woher kam, o Adelheid,
Deiner Suppe Herrlichkeit?“
Und die lacht: „Woher sie kam?
Weil ich immer „Maggi“ nahm!“
So half „Maggi“ ihr zum Mann —
Lieve, nimm ein Beispiel dran!

Nachdruck verboten.

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Der Korb mit Sekt.

Auguste Mandel ist eine Perle ihres Standes, sie ist — wie es in allen Ihren Zeugnissen heißt — „fleißig und treu“, ja, hin und wieder steht sogar noch „ehrlich“ dabei. Auguste ist auch völlig unbefragt; wer kann es ihr also verdenken, daß sie die nun heute wegen Diebstahls vor dem Richter steht, mit einem jämmerlichen Geheul auf der Anklagebank Platz nimmt.

Richter: Lassen Sie doch das Weinen!

Angell.: Ich kann mir nich helfen, Herr Gerichtsrath, ich muß krenn', wenn ich so denke, daß's nu aus is mit mir, daß ich nu sterben muß in de Blüthe meiner Tage.

Richter: Was sollen diese blödsinnigen Redensarten? Antworten Sie jezt auf meine Frage: Haben Sie zu wiederholten Malen Champagner gestohlen?

Angell.: Herr Gerichtsrath, na! Ich habe noch nie gestohlen, also och keen Schlampamper nich. Et is blos meine Neubejerte, die mir im Unjude jefirzt hat, aber ich verspreche Ihn' un alle von't hohe Gerichtsverfahren, daß ich mir bessern werde, un nich mehr neubejertig sin will. Herr Gerichtsrath, kann man denn ieverhaupt wejen Neubejerte injespunnit werden? Und jefohlen ha't nich.

Richter: Sie stellen sich dümmner, wie Sie sind. Man fand zwei Flaschen in Ihrer Kammer. Außerdem fand Sie Ihre Herrschaft in der letzten Zeit oft betrunken.

Angell.: Betrunken? Ja wol, ja, daß Unjude hat mir ganz bösig jannacht. Aber et muß ja nicht, ich muß ja doch sagen, wie't war. Meine Herrschaft, die is ja vasucht vornehm, jeden Wirtwoch jiebt et Wein, zu mir raus in de Küche hat sich aber keen Wein nich valooft. Ich hatte höllisch Jibel uf'n Glas och mal. Wie nu meine Herrschaft an een' Dach vareist war, bringt der Kollkutscher een Korb. Ich neh'n ihn ab, nich den Kollkutscher,

nee, den Korb. Un nu war ich alleen, mutterseelig alleens mit den Korb, un ich mußte, daß da Schlampamper drin war. Aus reene Neubejerte mache ich den Korb uf und jesse dreißig Flaschen von det Zeuch's, von det sieße Zeuch's da drin zu liegen. Uf eene kommt et nich an, denke ich, un jieh mir eene zu Jamiethe, un weil et nich so schmedte, noch 'ne zwete. Dann wachte ich erscht 'n andern Morjen uf. Da triechte ich 'ne Nachte von meine Herrschaft, daß se noch drei Dache wechbleibt. Ich hatte an den Morjen so'ne Koppschmerzen, daß ich denke, verlaichte hilft der Schlampamper jejen. Ich jennämje wieder eene Pulle, un wie die Koppschmerzen nich alle wurden, noch eene un denn ha't die drei Tage so jejen funzen Bullen ausjepöcht. Nu sah ich mit Schreden, daß's meine Herrschaft merken muß, da nahen ich de iebrijen Flaschen raus, dabrannte den Korb un wie meine Herrschaft kam, ha't von den Schlampamper nicht erzählt. Die andern Bullen ha't bis uf zwee so nach und nach, ganz dufemang ausjehutcht. Nu kann et ja sind, daß ich manchmal beschmort war. Det hat wol de Jnähje jemorken, un da kam se uf den Se-danken, daß am Ende der schon lange erwachtete Schlampamper in de unrechte Kefle jekommen is, un da fand se denn in meine Kammer nach den Nest, die zwee Bullen. Aber, Herr Gerichts-rath, man blos meine Neubejerte is schuld, jefohlen ha't nich.

Die Angeklagte wird zu 8 Tagen Gefängniß verurtheilt.
Angell.: Det ieverlebe ich nich. Aber det wech ich, ich drinke Schlampamper in mein Leben nich — — — Jott, ich will nicht varenen!

England.

Neben kann's mit grohen Wunde,
Säbelrasseln auch vielleicht,
Drohen bis zur letzten Stunde
Und . . . hierdurch hat's viel erreicht.

Wieder klingt das Säbelrasseln
Am der Thause jeden Tag,
Große Worte hört man prasseln
Lauter noch als Hagelschlag.

Echter Born ist's, der entbrannte,
Der den Krämersinn macht still,
Weil der Russe Konterbanbe
Oben gar nicht leiden will.

England rüstet die Geschwader
Und Torpedos ohne Zahl.
Ob der offenkund'ge Haber
Raumt zum Ausbruch dieses Mal?

Starke Feinde anzugreifen
Magte Albion noch nie,
Einen Schwächeren zu kneifen
War von je die Persidie.

Rußland weiß das aus Erfahrung,
Jog hieraus manch gute Lehr'
Und der Engländer Gebarung
Scheint ihm gar nicht folgenswer.

„Schlimmstenfalls“ — so denkt der Russe —
„Gebe ich ein Stückchen ab
Von dem grohen Ueberflusse
Den ich ja in Asien hab.“

Schließlich wird's ein Handel werden
Am der Andern Eigenthum,
Dabgier siegt jezt auf der Erden
Ueber Ehr' und Helbentham!

Wau-Wau.



Au.

Schulmann zu einem Spaziergänger: „Mein Herr, Sie müssen den Hund an der Leine führen.“
„Aber lieber Mann, das kann man doch nur in Hannover.“

Kindermund.

Mutter (zu ihrem Knaben ein paar Tage nach seiner Aufnahme in der Volksschule): „Na, Hans, wie gefällt es Dir denn in der Schule?“

Knabe: „Nicht schlecht; aber, Mutter, es ist halt immer ein halber Tag hin.“

Wochhaft.

Nach einer neuen Münchener Polizei-Verfügung.
Dichterling: „Ja es ist schwer, heutzutage noch etwas anzubringen!“

Münchener: „Dös glaub i; h'onders seitdem in beschriebenes Papier nix mehr ei' g'widelt werden derf.“

Am Telephon.

Herr (der schon einigemal falsch verbunden, zur Telephonistin): „Fräulein, Sie würden mich recht unendlich verbinden, wenn Sie mich endlich recht verbinden würden.“

Höchster Geiz.

„Warum willst Du eigentlich bei Deiner neuen Herrschaft nicht bleiben?“

Mädchen vom Dorfe: „Aee, bei sone jetzigen Leute bleib ich nich. Haben se da Besuch und spielen sogar zwee Freileins uff en Klavier.“

Zu gefährlich.

A. (beim Verlassen des Cafés): „Du hast ja nicht gezahlt!“

B.: „Das war mir zu gefährlich; dem Baskellner bin ich nämlich 'mal mit der Beche durchgegangen, und da fürchtete ich, daß er mich wiedererkennen würde!“

Konsultation.

„Ich sage Ihnen, Kollege, es ist ein ganz schrecklicher Fall. Der Patient ist in seinem Leben schon von zwölf Ärzten aufgegeben worden!“

„Was für eine Krankheit hat er denn?“

„Er bezahlt die ärztlichen Rechnungen nicht!“

Aus der Volksschule.

Beim Gleichniß vom verborgenen Schatz: Lehrer: Was ist denn ein verborgener Schatz?

A.: Ein verstaubter (verstaubter) Mann.

Mein Liebchen was willst Du mehr!

Bauer: „Dann hätte ich hier noch einen schönen Raum.“

Sammerngäste: „Das ist ja der Kuhstall!“

Bauer: „Thut nichts. Die Viecher bring' ich Ihnen halt raus.“

Aus der Sommerfrische.

Fremder: „Warum behandelt denn der Wirth im Gasthof seine Gäste so hochfahrend?“

Einheimischer: „Ja wissen Sie, weil er jeden, der seinen Wein trinkt, für dämlich hält.“

Die saure Suppe.

Der junge Herr Lindeles in Myslawitz hat bei der Familie Aronsohn einen Freitisch als sogenannter Platt-Esser erhalten. Am ersten Tage gibt es Vorsicht — ein Nationalgericht, säuerliche Krautsuppe, — am zweiten Tage wieder Vorsicht, und als am dritten Tage abermals dasselbe servirt wird, faßt sich Lindeles ein Herz, um die Monotonie der Mahlzeiten sanft zu tadeln. Er schneißelt über der Suppe, kostet einen Löffel und sagt: „Mir scheint, er ist nicht sauer genug, der Vorsicht.“

„Aber, was fällt Ihnen ein“, erwidert Frau Aronsohn, „das ist doch heute gar kein Vorsicht, das ist doch Volljong!“

„Eso!“ sagt Lindeles, — „als es ist Volljong, es ist genug sauer!“

Wochhaft.

Förster: „Nun, wa sagen die Herren zu meinen neuesten Jagdabenteuern?“

Zuhörer: „Herr Förster, an Ihnen ist ein Kriegskorrespondent verloren gegangen.“

Die Unterbringung der Schiffsfahrts-Gesellschaften.

Ebe: „Heut Nachmittag seh ich an de Zarnowitzbrücke und denn fahr' ich mit'm Dampfer nach Grünau; konnste mit uf de Landpartie?“

Lube: „Weeste wat, da warten wir lieber noch vierzehn Tage und fahren dann 'n Bißchen nach Amerika, det kommt billiger.“ —

Schlauköpfschen.

Märchen: „Es ist unrecht von Mama, sie gibt Dir immer mehr Kuchen wie mir.“

Lenchen: „Das werde ich wieder gut machen, heute Abend bekommen wir beide ein Senfpflaster, dann gebe ich Dir das größere.“

Alt-Heidelberg.

Professor K. (docirt in Heidelberg über Kulturgeschichte): „Was nun unser engeres Vaterland anbetrifft und speziell unsere Universitäten, denen einstmals ein Muntzschli, ein Helmholz ein Bunsen zur Zierde gereichten, so kann man sagen, daß heute nur noch zwei Professoren von unbestrittenem Welt Ruf hier vorhanden sind; — der andere lebt übrigens in Freiburg.“

Der Berliner im Gebirge.

Führer: „Dös alte Weibert dort is d's älteste Mmerin.“

Tourist: „Aeh sozusagen Anna Mater!“

Beim Dorfbarbier.

Barbier: „Wissen Sie nicht, wo der Mann hingegangen ist, der sich eben bei Ihnen rasieren ließ?“

„Da brauchen Sie ja nur den Blutspuren nachzugehen!“

Galgenhumor.

Meister: „Wart' Eehlingel, gleich werde ich Dich mit meinem spanischen Rohr verprügeln.“

Lehrling: „Meester, nehmen Sie statt des spanischen Rohrs lieber deutsche Gaselnus, id bin nu mal so patriotisch.“

Subtile Frage.

„Was ist denn das, einmal hatte ich schon Echriftproben eingeseht, da hieß es, „energischer Charakter“, und jetzt sagen Sie „biegsam und haltlos!“

Grapholog: „Haben Sie vielleicht die erste Probe vor Ihrer Heirath eingeseht?“

Von der Schmiere.

Schauspieler (zum Direktor): „Herr Direktor, ich möchte bitten, warum sind heute von meinem Spielhonorar dreißig Pfennige abgezogen?“

Direktor: „Nu, erlauben Sie mir, Sie haben ja heute im vierten Akte ein paar Würsteln zu verzehren gehabt, und ich habe Se doch nicht mit Verpflegung engagirt!“

Vexirbild.



Wo ist der Jofay?



Für Herz und Geist schafft es Genie
In Prosa, Versen, Melodie;
Es bringt Genuß, dient zum belehrenden,
Du magst es lesen, sehen, hören.

Es kann von Fleisch, von Holz, von Stein
Und auch von Draht und Eisen sein;
In allen Formen kannst du's finden,
Tot, lebend und in allen Tinten.

Und wirkt in ihm Geist und Talent,
Dann zieht es mächtig, und man rennt
An Ort und Stelle, zu genießen,
Wo Geist und Witz in Strömen fließen.

Und wie's in Tönen leicht beschwingt
Zum aufmerksamen Ohre dringt,
So donnert's in des Kampfes Schreien
Das Feld mit Leichen zu bedecken.

2 Auflösung in der nächsten Nummer.

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Dommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur Moritz Schäfer, Wiesbaden.

...um die ...



Nr. 180:

Donnerstag, den 4. August 1904.

19. Jahrgang.

Freigesprochen.

Familien-Roman v. Ludw. Buzer.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Die meisten der Anwesenden lauschten mit Spannung den Erinnerungen des Greises, der in schlichter, aber fesselnder Weise die Märsche durch das von den Russen verwüstete Land an der Duna, die Kämpfe um Pölitz, den Einzug in das goldglänzende Moskau und die Strapazen auf den Eisfeldern Rußlands schilderte.

„Ich wäre Ihnen dankbar, Herr Leutnant“, begann die Baronin bald darauf, zu Schütz gewendet, „wenn Sie uns mit einem Lied erfreuen möchten. Sie singen ja sehr hübsch, wie ich vernommen habe?“

Schütz kam in sichtliche Verlegenheit. Er war seit seinem Eintritt in den Staal wie im Traume dageessen und hatte auch bei den Schilderungen des Greises keine andere Empfindung als die Nähe Irma's. Es schien ihm unmöglich, unworberet und in seiner gegenwärtigen Verfassung vor einer größeren Gesellschaft zu singen. „Verzeihen, gnädigste Frau Baronin“, entgegnete er, „ich fürchte, daß die Herrschaften enttäuscht werden. Ich weiß nicht einmal, ob ich disponirt bin.“

„Wir haben ja Familienunterhaltung, Herr Leutnant“, erwiderte die Baronin. „Die liegt doch kein Grund zu Bedenken vor.“

„Ja, bitte, singen Sie ein Lied, Herr Leutnant“, schloß sich Irma der Baronin an.

Es war das erstmal, seit der Vorstellung, daß ihn das junge Mädchen ansprach. Schütz selbst hatte noch keinen Gesprächsstoff gefunden, der ihm für Irma geeignet erschienen wäre. Alles, was ihm einfiel, fand er banal und alltäglich. „Ich will es versuchen, meine verehrtesten Damen“, sagte er, sich verbeugend. Dann blätterte er in den Notenheften, die ein Diener gebracht hatte. Nach kurzer Zeit schien er das ihm Passende gefunden zu haben; er überlegte noch ein paar Augenblicke, dann erhob er sich und ging an's Klavier.

„Ah, Tenorist? Dieses Lied ist nicht leicht!“ bemerkte der Musiklehrer.

„Ich hoffe, daß es mir gelingt“, versetzte Schütz, dann begann er:

Wir träumte von einem Königskind,
Mit nassen, blassen Wangen;
Wir saßen unter der grünen Lind',
Und hielten uns Liebmannsangen.
„Ich will nicht Deines Vaters Thron
Und will nicht sein Szepter von Golde,
Nicht will nicht seine demantne Kron',
Ich will Dich selber, Du Golde.“
„Das kann nicht sein“, sprach sie zu mir,
Ich liege ja im Grabe,
Und nur des Nachts komm' ich zu Dir,
Weil ich so lieb Dich habe.“

Schon beim ersten Ansatze trat lautlose Stille ein, und aller Augen wandten sich überrascht dem schüchternen Sänger zu.

Schütz sang mit Wärme und tiefer Empfindung; er dachte ja nur an Irma. Das gewählte Lied verrieth eine Tenorstimm-

me von großem Umfang und wunderbarer Reinheit. Als das Piano der letzten Strophe verklungen war, herrschte noch ein paar Augenblicke athemlose Stille, dann aber brach sich die Begeisterung der Zuhörer in einem Beifallsstürme Luft, und allgemein wurde die Wiederholung des Liedes erbeten.

„Das war wunderschön, Herr Leutnant, ich danke Ihnen von Herzen“, sagte Irma, als Schütz auf seinen Platz zurückgekehrt war. Sie sah ihn dabei zum ersten Mal frei und unbefangen an, und aus ihren bezaubernden Augen sprang kindliche Bewunderung.

„Ich danke Ihnen für Ihre besondere Anerkennung, gnädiges Fräulein“, erwiderte Schütz. Dann lächelte ihm das bezaubernde Glück in seinem Innern die Zunge wieder, und er saß schweigend da, wie zuvor.

„Herr Hauptmann, Sie haben einen ausgeprägten Napoleonskopf“, sagte der alte Fernwald nach einiger Zeit zu Schwarzwild. „Wenn Sie kleiner wären und keinen Schnurrbart hätten, würden Sie dem ersten Napoleon zum Verwechseln ähnlich sehen.“

„Das wurde mir schon wiederholt gesagt“, versetzte Schwarzwild. „Aber mit Napoleon verwechselt zu werden, müßte ich aber weniger wohlbeleibt sein, Herr Baron.“

„Sie sind allerdings etwas stärker“, entgegnete der alte Herr; „Ihre Stärke paßt jedoch zur Größe.“

„Sie schmeicheln mir, Herr Baron! Im Uebrigen, meine Herrschaften, gibt es zuweilen merkwürdige Naturspiele“, wandte er sich an die Tischgesellschaft und dann an seinen Vorgesetzten. „Sehen Sie, Herr Major, — ich hatte ja früher nie die Ehre, mit Ihnen dienstlich oder außerdienstlich in Verührung zu kommen — ich wundere mich zum Beispiel seit Ihrer Ankunft über die auffallende Ähnlichkeit, die der Herr Major mit einem Jugendkameraden von mir haben. Er war, wie ich erst kürzlich erfuhr, der Vater von Herrn Leutnant Hartfeld und dessen Fräulein Schwester hier, und ist vor siebzehn Jahren in der Donau ertrunken. Würde mein Freund noch leben, so würde er jetzt genau so aussehen, wie Sie. Wenn mir der Herr Major vor ein paar Wochen noch irgendwo in Civil begegnet wären, ich würde Sie ohne Weiteres als meinen Freund Hartfeld begrüßt haben.“

Während Schwarzwild sprach, sah ihn Berger unentwandt ins Gesicht. Seine Züge blieben unverändert, nur in den Augen hätte ein feiner Beobachter einige Unruhe wahrnehmen können. „Ja, derartige räthselhafte Naturspiele trifft man zuweilen, Herr Hauptmann“, sagte er gleichmüthig. „Wie Sie wissen, habe ich erst heute einen ähnlichen Fall erlebt.“

Irma war sehr neugierig, etwas über ihre Doppelgängerin zu erfahren; allein der Major schweig und eine Frage erschien ihr unangst.

„Herr Kamerad“, wandte sich Schwarzwild an Hartfeld, „haben Sie vielleicht eine Photographie von Ihrem seligen Vater?“

„Neben nicht, Herr Hauptmann. Vor solchen Jahren be-
trug sich unsere heutige Photographie bekanntlich noch im Ver-
hochstadium; man sieht nur wenige und sehr mangelhafte Bil-
der aus jener Zeit.“

„Es ist schade, daß meine Mutter nicht hier ist, Herr Ma-
jor“, sagte Irma. „Dieses Naturspiel, wie es die Herren nen-
nen, ist wirklich interessant. Wenn ich Sie von nun an sehe,
Herr Major, muß ich jedesmal denken: So würde Dein Vater
aussehen, wenn er noch lebte.“

„Ja, denken Sie das, gnädiges Fräulein; es wird mir eine
besondere Freude machen“, sagte Berger mit einer Stimme, der
man tiefe Rührung anmerkte.

Ein Klaviervortrag brach die Unterhaltung ab. Bald wurde
es Abend, und die Strahlen der untergehenden Sonne fielen in
den Saal. Der größte Theil der Gäste verabschiedete sich.
Schütz begab sich wieder auf den Balkon, um einige Minuten
selig träumen zu können. Dies gelang ihm jedoch nur unvoll-
kommen; denn gleich darauf traten die Baronin und Irma
in Begleitung des Majors und des Rittmeisters zu ihm heraus.
Fermwald führte die Unterhaltung. Er äußerte seine Verwun-
derung, daß heute ausnahmsweise niemand den Tanz vermisst
habe, besprach dann die einzelnen Leistungen des Nachmittags
und schließlich die Schönheit der Abendlandschaft. Irma und
Schütz beschränkten sich auf das Zuhören. Auch Berger schwieg.
Sein ernster Blick, der in diesem Augenblick Herzensfrieden
widerspiegelte, ruhte auf der breiten Wasserfläche in der Tiefe
und verlor sich dann in den dunkeln, leicht verschleierten Kip-
pen des Waldgebirges.

„Mir trinken noch eine Flasche, meine Herren!“ rief der
alte Fermwald, der mit Schwarzwild und Hartfeld unter der
Balkonthüre erschien. „Bitte, meine Herrschaften, gehen wir
in's Gesellschaftszimmer, dort ist's für einen kleinen Kreis ge-
müthlicher, als im Saal.“

Eine Stunde brachen auch die letzten Gäste auf. Als der
Rittmeister, der seinen Freund und die übrigen Herren bis zur
Mistadt begleitet hatte, in die Villa zurückkehrte, traf er im
Wohnzimmer mit der Baronin zusammen. Der alte Fermwald
und Irma befanden sich noch im Gesellschaftszimmer.

„Werden Sie heute noch in Gesellschaft gehen, Robert?“
fragte die Dame.

„Nein, liebe Emilie, ich würde es vorziehen, im engeren
Familienkreise noch ein Stündchen zu verplaudern.“

„Das freut mich, Robert!“ Die Lippen der Baronin um-
spielte bei diesen Worten ein eigenthümliches Lächeln, das aber
dem Rittmeister nicht auffiel.

„Sagen Sie, Emilie, wie gefällt Ihnen mein Freund Ber-
ger?“ fragte er.

„Nun, er ist entschieden eine ungewöhnliche Erscheinung,
und es ist mir begreiflich, wenn ihn manche Dame interessant
findet. Mein Geschmach wäre er nicht. Wirtkarge und finstere
Naturen sind mir nicht sympathisch. Im übrigen möchte ich
Ihnen sagen, Robert: Mir macht der Major nicht den Ein-
druck, als ob er gegen weibliche Reize geseit wäre!“

8.

Wienried, den 12. Juli 1870.

Liebe Irma! Dein Brief hat mich sehr gefreut und zugleich
mit einigen Sorgen erfüllt, die Dir unbegreiflich erscheinen
mögen. Was Du mir da von Deinem neuen Bekanntenkreise
erzählst, ist ja alles recht interessant, und ich finde es begreif-
lich, wenn Du in dem Glauben lebst, eine neue, reizvolle Welt
habe sich Dir erschlossen. Du hast ja vom Leben bisher so gut
wie nichts gesehen, und aus diesem Grunde habe ich dem Drän-
gen der Baronin nachgegeben und Dich nach Passau gehen
lassen.

Es schmerzte mich schon oft, daß Du Deine Jugend so
einsam verleben mußt, zumal ich weiß, daß nichts rascher
bildet und selbstständig macht, als das Leben in der Gesellschaft.
Nachdem wir aber seit einer Reihe von Jahren alle Bezieh-
ungen zur Außenwelt abgebrochen hatten, fiel es mir schwer,
eine Aenderung für Dich herbeizuführen. Wer sich vom öffent-
lichen Leben zurückzieht, ist bald vergessen.

Die Mittheilung, daß Du Dich zu Herrn Major Berger
ebenfalls hingezogen fühlst, wie Georg, war dem Großvater und
mir besonders von Interesse. Eines aber macht mir Sorge:
Daß Hauptmann Schwarzwild Cuern Vater persönlich kannte
und mit demselben befreundet war. Dazu kommt noch der son-
derbare Zufall, daß Major Berger eine große Aehnlichkeit mit
dem Verstorbenen haben soll. Diese Umstände dürften Anlaß
bieten, daß die bei Fermwald verkehrende Gesellschaft, wenn
auch in bester Absicht, sich mehr für unsere Familienverhältnisse
interessirt, als mir angenehm ist, und daß Du durch einen Zu-
fall von einer Sache Kenntniß erlangst, die ich Euch bis heute
verschwiegen habe. Ich habe mich deshalb nach langen Bögern
entschlossen, Dir und auch Georg ein Vorkommniß mitzu-

theilen, das mich und Cuern Großvater unglücklich machte
und wie ein Kuch auf Euch schuldlose Kinder nachgewirkt
droht.

Nächste Weihnachten werden es siebenzehn Jahre, daß Cuern
Vater in der Donau den Tod suchte und fand. Er wurde
wegen Unterschlagung von zehntausend Gulden in Untersuchung
gezogen, aus Mangel an Beweisen aber freigesprochen. Der
Grund, warum er diese That beging, ist heute noch unange-
klärt. Es ging damals das Gerücht, daß Cuern Vater ein Pa-
zardspieler war, und daß ihn Spielverbindlichkeiten zu diesem
unglaublichen Schritte veranlaßt hätten. Seit mehreren Jah-
ren bin ich übrigens fest überzeugt, daß dem wirklich so war.
Im Christabend 1853 kam er von Michau, wo seine Gerichts-
verhandlung stattfand, zum letztenmal nach Hause. Da gab es
selbstverständlich heftige Auseinandersetzungen, umso mehr, als
er Cuern Großvater und mir gegenüber sich in maßloser Weise
benahm, weil wir Zweifel in seine Unschuld setzten. Eine halbe
Stunde nach seiner Ankunft verließ er die Wohnung — für
immer. Drei Wochen später fand man in Kellheim seine Leiche;
dort liegt er auch, wie Du weißt, begraben. Sein Tod löste
alle Zweifel, die in mir noch vorherrschten, und er beseitigte
auch die qualenden Selbstvorwürfe, die ich mir wegen meines
Verhaltens gegen ihn gemacht habe. Ich wußte nun, daß er
schnell und ich grenzenlos elend war. Zeit Lebens aber bleibt
es mir unfaßlich, wie Cuern Vater soweit sinken konnte. Er
war allerdings in seiner Jugend leichtsinnig und mußte deshalb
als Jünger den Abstieg nehmen; allein dann jugendlichen Leicht-
sinn bis zu einer gemeinen, entehrenden That liegt eine große
Kluft. Euch Kinder liebte er zärtlich. Ich sehe ihn noch vor
mir, wie er an jenem unseligen Abend, an dem er in den Tod
ging, Dich und Georg an sich drückte und liebte.

Cuern Großvater hat vor einigen Jahren dem Geschädig-
ten, Kaufmann Lorenz in Ingolstadt, die unterschlagene Sum-
me wieder ersetzt. Er mußte vorher einen großen Theil der-
selben von seiner Pension ersparen.

Es schmerzt mich tief, liebes Kind, daß ich Dich von diesem
düsteren Familienvorkommniß unterrichten muß. Die Kenntniß
desselben soll Dein Verhalten bei einer ernststen Lebensfrage be-
stimmen, die unter Umständen unerwartet rasch an Dich heran-
treten kann.

Von dem geheimnißvollen Sender, der vor vierzehn Jah-
ren tausend Gulden mit dem Wunsche an uns schickte, daß das
Geld für Euch Kinder angelegt werden soll, und der seitdem in
unbestimmten Zwischenräumen bald größere, bald kleinere Gelb-
sendungen diesem Betrage folgen ließ, sind am 3. Juli wieder
dreihundert Gulden eingetroffen.

Mit dieser Sendung ist die Unglückssumme voll gewor-
den, die mein Lebensglück zerstörte und den Tod Cuern Vaters
zur Folge hatte — zehntausend Gulden! Es besteht für mich
kein Zweifel mehr: Der unbekannte Spender ist jener Spiel-
partner, der die That Cuern Vaters unschuldig verursacht hat,
und der nun, von Gewissensbissen gequält, sich des unseligen
Geldes entledigen will. Es ist alles mit Zins und Zinseszinsen
gut angelegt. Ich hoffe, daß es Euch Segen bringt!

In längstens acht Tagen erwarten wir Deiner Rückkunft.
Der Großvater besteht darauf, daß Du anfangs der nächsten
Woche kommst. Georg wird hoffentlich Urlaub erhalten. Ich
freue mich sehr darauf, ihn zum erstenmal als Leutnant zu
sehen.

Herzliche Grüße vom Großvater und mir an Dich und
Georg und an die Familie Fermwald.

Deine Dich liebende Mutter.“

Irma war eben im Begriff gewesen, ihr Zimmer zu ver-
lassen und die Baronin aufzusuchen, als ihr ein Dienstmädchen
den Brief übergab. Das zarte Roth ihrer Wangen war beim
Lesen des langen Schreibens einer tiefen Blässe gewichen, und
in ihren Zügen malten sich Angst und Schrecken. Nun sah sie
da und sah durch das offene Fenster auf die gegenüberliegenden
grünen Höhen, die plötzlich allen Reiz für sie verloren hatten.
„Es kann nicht sein — es ist ja ganz unmöglich!“ rief sie
auf einmal verzweifelnden Tones. Dann erhob sie sich und
ging erregt im Zimmer auf und ab.

Ein leichtes Klopfen an der Thüre gab Irma die Fassung
wieder. „Ich möchte Ihnen nur mittheilen, liebe Irma, daß
der Herr Major kommt“, sagte die eintretende Baronin, indem
sie ihren Arm unter den des Mädchens hob; „ich sah ihn vor-
hin über die Albrücke gehen.“ Die freudige Ueberraschung
Irma's gewahrend, setzte sie lächelnd hinzu: „Mein Vater und
der Herr Rittmeister sind in die Stadt hinab und der Herr
Major hat Ihre Gesellschaft am liebsten.“

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthfels im gestrigen Unterhaltungsblatt:
„Tausend schön.“

Fox.

Eine Tiergeschichte von Ferdinand Nantel.

(Nachdruck verboten.)

Sein Vater war ein ehrlicher Räuber aus dem badischen Odenwald, der long und kühn lange Zeit die Hühnerställe geplündert hatte. Er fiel beim Fuchgrabben dem sicheren Schuß des Försters zum Opfer. Fox war schon bis unter das Moos gekrochen und pfliff laut, als ihn die Hacke eines Arbeiters traf.

Ich beschloß sofort den kleinen Bengel großzuziehen und nahm ihn an mich, aber ein Biß in die schühende Hand belehrte mich, daß das nicht so leicht sei. Schnell schob ich ihn in die Jagdtasche, denn der Sohn eines so klugen Vaters, dachte ich, wird sich bald in die veränderten Verhältnisse schicken.

Es dauerte nicht lange, so waren seine sämtlichen Angehörigen erschlagen und die Burg seiner Väter gebrochen. Fox aber wurde in einem Pferde Stall einquartiert, wo ich ihn jeden Morgen fütterte.

Schon am dritten Tage nahm ich ihn herauf ins Zimmer, aber er war wild und unbändig, schloß wie ein Pfeil am Boden hin und verfrach sich endlich unter eine Kommode. Alle Versuche, ihn wieder hervorzulocken, blieben erfolglos. Am Nachmittag stellte ich ein flaches Schüsselchen mit Milch vor die Kommode. Fox kroch schüchtern hervor, bligte mich mit seinen grünen Augen an, faßte die Milchscheffel mit der spitzen Schnauze und zog sie unter die Kommode. Das wiederholte sich mehrere Tage hintereinander.

Ganz allmählich verlor sich die Wildheit und Scheue zu Gunsten einer bodenlosen Frechheit. Fox sprang über Tische und Stühle, saß auf hohen Etagern oder schlief in einem engen Gefach des Schreibstischauflages. Nur schwer gewöhnte er sich an mich, und es war schon ein großer Erziehungserfolg, als er sich, ohne zu bellen und zu fauchen, streicheln und auf den Arm nehmen ließ.

Aber anhaltende Güte und gutes Futter, das ich ihm stets aus der Hand reichte, bezwangen seine Wildheit und erweckten in ihm jenen Zug von Anhänglichkeit, den man mit Recht den wilden Tieren nachrühmt. Er blieb jedoch immerhin verschlossen und führte eine Einsiedlerexistenz unter Möbeln, in dunklen Ecken und verborgenen Winkeln.

Eines Tages besuchte mich ein Freund zu einem Junggesellenkaffee. Er legte eine Düte mit Pfannkuchen auf den Tisch, ich rief cave vulpem! aber Fox stand schon bei der Düte und hatte sie geöffnet; ich schenkte ihn aus der Ferne. Aber wohl wissend, daß ich ihm nichts anhaben könne, ergriff er ruhig die Düte, legte die Ohren zurück, warf die Rute in die Luft und verschwand unter dem Bette. Bis wir ihn mit Mühe hervorgezogen hatten, fanden wir alle acht Pfannkuchen angebissen. Es war nichts anderes zu tun, als sie ihm zu überlassen. Er verilgte sie mit sichlichem Appetit und leerte noch eine große Schale süßen Kaffees, für den er eine fabelhafte Schwäche hatte.

Seit dem Tage war in Fox' Wesen eine entschiedene Veränderung eingetreten. Er wurde zutraulicher und freundlicher. Sein Gesicht verlor das Wilde, er konnte lächeln, und es blieb nur ein eigentümlich reizvoller Ausdruck von Piffigkeit zurück, der ihn zum Küssen reizte. Furcht kannte er jetzt nicht mehr, und eines Nachmittags sprang er leise auf den Diwan und legte sich lang ausgestreckt neben mich. Als ich erwachte, schlief Fox in meinem Arm so fest, daß ich ihn aufrütteln mußte.

Seit dem Tage war er mein regelmäßiger Schlafkamerad. Er fing auch langsam an, auf seinen Namen zu hören und lernte bald Pfötchen geben und auf die Hinterfüße setzen. Eine gewisse Wildheit aber blieb; sobald er fraß und man sich ihm näherte, fing er an zu pfeifen und um sich zu beißen. Das hat er auch bis zu seinem tragischen Ende, an dem die Kultur allein Schuld trug, beibehalten.

Fox war nach einigen Wochen zur Zutraulichkeit einer Katze herangekommen, und man konnte ihn ohne große Besorgnis zu den Familienmahlzeiten zulassen. Freilich mußte man ein sehr wachsam Auge auf ihn haben, denn er war unberechenbar, und ehe man es sich versah, huschte er auf leisen Sohlen über Stuhl und Tisch, stahl entweder ein Stück Braten von der Schüssel oder zog die buschige Blume durch eine gefüllte Sauciere. Aber er sollte alle Rechte des Hundes genießen, d. h. vollkommen Hausgenosse sein, also durfte er von den Mahlzeiten nicht ausgeschlossen werden. Bei diesen Gelegenheiten machte er auch die Bekanntheit meines

Hühnerhundes Taraf, mit dem ihn bis zum Tode eine treue Freundschaft verband. Ganz in den ersten Tagen seiner neuen Hausniederlassung hatten wir ihn beim Mittagskaffee im Zimmer. Die Unterhaltung drehte sich um Tiere und Tiererziehung. Denn unsere Frau Pastorin saß mit am Tisch, die eine große Freundin des versüßigten Gezeifers war. Fox sprang ihr auf den Schoß, und sie ließ es ruhig geschehen; als sie sich aber plaudernd zur Seite wandte, schlüpfte er unter ihren Arm durch auf den Tisch, und blühschnell hatte er ihren Kaffee ausgeleckt. Trotzdem er sogleich geschmeckt wurde, fand er noch Zeit, eine Buttersemmel zu ergreifen und wie der Blitz unter das Sofa zu schießen. Anstatt ihn auszupacken, wie er es verdient hätte, wurde über ihn gelacht, und als er sich nach einigen Minuten wieder blicken ließ, wurde er aufgenommen, gefüttert und geliebt.

Diese unglaubliche Bevorzugung schuf ihm einen unversöhnlichen Feind in Spürmeier, dem Rattenpintfcher, der mit neidischen Augen den Liebling des Hauses verfolgte. Spürmeier hatte ja Recht, denn Fox war unartig und hatte von dem Eigentum absolut originelle Begriffe.

Er stahl, was er fand, er fraß alles und trank alles, einmal sogar blaue Anilintinte, nachdem er das Tintenfaß umgeworfen hatte. Daß er sich dann, vollständig zum Blausuchs hergerichtet, in mein Bett verkroch und diesem soviel als möglich von der Farbe mitteilte, war eine besondere Tücke. Aber man mußte ihm gut sein, denn er war so lieb, er wedelte so treu mit der mächtigen Rute und leckte wie ein wohlgezogenes Hündchen die Hand.

Nur eins schien ihn herzlich zu betrüben, nämlich, daß er nach jeder Mahlzeit, wenn ihn niemand im Hause beaufsichtigen konnte, in den Garten an seine Hütte gekettet wurde. Traurig saß er dann da und winselte, denn er hatte außer mit dem Hühnerhunde Taraf noch mit dem jungen Hauskater Freundschaft geschlossen. Schließlich konnte ich den Jammer nicht mehr ansehen und gab ihm die volle Freiheit. Fox erwies sich dankbar, er ging nie über die Grenzen des Gartens hinaus und vergnügte sich in der possierlichsten Weise mit seinen Freunden. Mit dem Hühnerhund stand er auf einem Respektstufte, er ehrte den Älteren Freund und lernte viel von ihm. Taraf nahm sich des Wildlings mit besonderem Wohlwollen an und ertrug jegliche Mißhandlung, als Zausen und Beißen, mit dem Gleichmut einer großen Seele. Der Kater war mehr der gleichberechtigten Gespieler. Beide hekten sich im Garten auf und ab, der Kater verbiß sich in die buschige Blume seines roten Freundes und ließ sich schleifen, während Fox ihn als Sprungbock benutzte. Außerdem hatten sie eine Rauballianz geschlossen, und was Fox mit seiner scharfen Nase ausgewittert hatte, das stahl der Kater vermöge seiner größeren Gewandtheit im Klettern. Wenn sie nicht in den Höhlen, die Fox grub, zusammen übernachtet hatten, so begrüßten sie sich am Morgen mit Lecken und Küssen, der Kater schmarrte den Fuchs an und rieb seinen Kopf an dem Rottell.

Trotz Foxens allgemeiner Beliebtheit wollte sich sein Verhältnis zu Spürmeier nicht bessern. Dieser verhielt sich konstant ablehnend, obwohl der Rottfuchs immer freundlich gegen die graue Raubhorste war. Spürmeier knurrte stets, und ich glaube, daß er den jungen Wildling zuweilen heimlich biß. Jedenfalls hielt er ihn aus seinem Revier, dem Hofe, fern, und das hatte sein Gutes. Denn dort verkehrten die Hühner und Tauben. Einmal gelang es dem Roten doch, in Abwesenheit Spürmeiers in den Hof zu dringen. Er verbarg sich unter dem dichten Laube des wilden Weines und ließ die ahnungslosen Tauben nahe herankommen. Ein Sprung aus dem Hinterhalt und eine der Unschuldsvollen war gefangen und schnell abgewürgt. Eigentümlicherweise kam aber auch schon der Kater über die Mauer, und die beiden zogen sich in einen Winkel zurück, um den Raub zu verzehren.

Spürmeier war seit jenem Tage noch unfreundlicher gegen Fox, denn er hatte wohl die Federn eines seiner Lieblinge gefunden und den Räuber gewittert. Es scheint fast sicher, daß der Pintfcher von jenem Tage an dem niedlichen braven Fox den Tod geschworen hatte. Tatsache ist, daß zwei intime Freunde Spürmeiers, ein Cuckelbrüderpaar, seitdem fast täglich um den Garten patrouillierten. Jemehr Fox an Schönheit und Liebenswürdigkeit zunahm, desto eifriger arbeitete Spürmeier an seinem Racheplan. Fox hatte ihn aus dem Herzen seines Herrn verdrängt, er fraß ihm bei Tisch die besten Bissen weg und durfte auf Sofa und Sesseln schlafen, wo man den Pintfcher unbarmherzig und mit Schlägen heruntertrieb. Das alles näherte den Haß in der unedlen Seele Spürmeiers,

Denn als einmal ein Windsturm die Zaunhecke durchlässig gemacht hatte, lockte er den arglosen Fög auf die Straße hinaus.

Dort lauerten schon die beiden Cackel, die Freunde Spürmeiers. Kaum erblickten sie den roten Fög, als sie auch eine regelrechte Jagd auf ihn veranstalteten. Fög, der in der Haustierkultur schon so weit fortgeschritten war, daß er alles das für Scherz hielt, ließ sich ohne Scheu von den Jagdhunden fangen und wenige Augenblicke darnach war der arme Fög von den weit stärkeren Cackeln totgebissen.

Sofort wurde nach dem treuen lieben Tier geforscht. Carag jagte trübselig im Garten auf und ab, bis er die Fährte und endlich auch den lieben Toten fand, da hat er bittere Thränen vergossen über den armen Freund. Spürmeier wich mir ein paar Tage lang aus, und noch heute, wenn er gefragt wird: wo ist Fög? verkriecht er sich mit allen Zeichen des belasteten Gewissens.

Fög aber ruht unter einem Fliederbusch, der in jedem Frühling seine duftenden Blüten auf das Grab des lieben Tierchens streut.



Bosco wurde lange vom Mißgeschick verfolgt, bevor er der reiche und berühmte Tausendkünstler ward. Er nannte sich abwechselnd Michaelis, Eukaris, Boghos, Wormser oder Herodes, gab sich bald für einen Russen, bald für einen Chinesen, Hindu oder Perser aus; aber das Glück lächelte ihm unter keinem dieser Namen, unter keiner dieser Verkleidungen. Endlich nahm er den Namen Bosco in London an, wo er bald in den Straßen, bald auf der Themse hin und her, sein seltsames Fahrzeug geschickt lenkte. Zufällig bemerkte ihn hier ein Graf, dem die Mode in allem blind gehorchte. Dieser sah Bosco mit seinem originellen Gespann, und da er beabsichtigte, ein Fest zu geben, bei dem notwendig etwas außergewöhnliches figurieren mußte, so glaubte er, jetzt das Langgesuchte gefunden zu haben. Er sprach mit Bosco und ließ dessen Fahrzeug zu dem beabsichtigten Feste glänzend ausstatten. Dieser geringfügige Umstand wurde Boscos Glück; er ward mehrere Wochen der Löwe des Tages, wie es vor ihm eine Straffe gewesen. Die Gänse hatten früher das Kapitol gerettet — jetzt retteten sie Bosco. Seitdem erwarb der glückliche Taschenspieler sich ein ansehnliches Vermögen; doch vergaß er nicht das erste Werkzeug seines Glückes. Vor dem Eingange seiner Villa in Italien ließ er zwei kolossale Gänse aus Marmor aufstellen; auch hielt er sich fortwährend eine Anzahl lebender Gänse und gab nie zu, daß eine derselben geschlachtet und an den Bratpfieß gesteckt wurde.

Ein Kongreß von Störchen. Bei Ceerus, unweit Leuwarden in Holland, ist folgender interessante Vorfall beobachtet worden: Es kam eine kleine Schar von Störchen herangezogen und ließ sich an der Stelle nieder, wo aus früherer Zeit mehrere Storchnester sich befanden. Bald darauf langte ein zweiter Trupp dieser geflügelten Wanderer an und machte Miene, die schon besetzten Nester als ihr rechtliches Besitztum einzunehmen. Da aber die Insassen ihre Usurpation nicht verlassen wollten, so nahm die Sache den Anschein, als müßte sich ein drohender Streit entzünden und die Gewalt des Stärkeren zum Recht werden. Es kam aber zu keiner Tödtlichkeit, sondern ein paar Störche aus dem zweiten, kleineren Trupp erhoben sich in die Luft und kehrten alsbald mit einigen ihrer Brüder zurück, die sie aus der Nachbarschaft herbeigeholt hatten. Die Streitkräfte beider Parteien waren nun so ziemlich gleich; auch geberdeten sich alle mit dem lebhaftesten Ungestüm und klapperten so laut mit den Schnäbeln, daß man es in weiter Entfernung vernehmen konnte. In dieser Diskussion verfolgten sie jedenfalls ihre gegenseitigen Ansprüche und Rechte; denn die Debatte schloß damit, daß die ersten Ankömmlinge sich freiwillig zum Auszuge anstelleten und die eingekommenen Nester ihren rechtmäßigen Besitzern wieder einräumten.

Musikalische Wunder. Wie Arion seine Leiter so wunderbar schon zu schlagen verstand, daß selbst ein Delfin ein menschlich Rühren fühlte, ihn auf seinen Rücken nahm und über Wasser trug, dürfte männiglich bekannt sein. Weniger bekannt aber dürfte es schon sein, wie weiland Chimotheus von Milet den großen Alexander von Macedonien durch einen Gesang, den er sich mit der „Cithra“ begleitete, so in Wut versetzte, daß er von der Tafel aufsprang und nach seinen Waffen griff. Darnach aber ging der edle Sänger plötzlich in eine andere Tonart über, änderte sein Spiel, und des großen Welteroberers Wut säufte sich, er hing die Waffen wieder an den Nagel und — schämte sich vielleicht ein wenig, daß er sich so von einem simplen Musikanten hatte am Narrenseil führen lassen. Aber auch uns näher liegender Zeit werden dergleichen Händelchen berichtet und sind ihrer Zeit auch fleißig nachgeschrieben worden. So soll z. B. unter Heinrich III. von Frankreich Claudin der Jüngere in einer Musik, die er für die Hochzeit des Herzogs von Joyeuse zu fertigen hatte, einen Gesang angebracht haben, der einen jungen Hofkavalier in so heftige Bewegung versetzte, daß er wie ein Bootsknecht zu fluchen anfang und mit jedermann Handel suchte. Zum Glück mußte Claudin diesen Noten wohl schon im voraus angesehen haben, daß der Teufel damit sein Spiel treiben würde; denn in dem Augenblick, als der rasende Mensch vom Leder ziehen wollte, änderte sich die Tonart, und ihm kehrte die Besinnung zurück. Von Erich III. von Dänemark, der um den Wendepunkt des 12. Jahrhunderts regierte, wird aber gar erzählt, daß er, um solche Wunder der Musik an sich selber zu erproben, durch einen Musiker so in Raserei versetzt worden sei, daß er vier Menschen erschossen habe, ehe er wieder beruhigt werden konnte. Die Bürgerschaft für die Wahrheit dieser Nachrichten dürfte wohl so leicht niemand übernehmen wollen. Folgende Begebenheit aber ist vollkommen verbürgt, und der Leser kann, so er will, die obigen danach zu denken suchen. Im Jahre 1760 starb zu Berlin der königl. preussische Kammermusikus Ernst Gottlieb Baron. Er war einer der größten Virtuosen auf der Laute. In den Jahren 1720 und 1721 hielt sich der damals weit und breit berühmte Künstler in Jena auf, wo er mit seinem Landsmanne, dem Dichter Christian Günther, sich vorzugsweise in den Kreisen der Studenten bewegte. Hier war er nicht nur wegen seiner Künstlerkraft, sondern auch wegen seiner unverwundlich guten Laune allgemein beliebt. In einer heiteren Abendversammlung kam das Gespräch auch auf verschiedene der oben berichteten Wunder der Musik, und der lebhafteste Streit, der darüber entbrannte, sollte von Baron sofort durch die Tat entschieden werden, da er behauptete, dergleichen sei heute noch ebenso gut möglich. „Nun, lieber Herzensbruder, so hole Deine Laute und probiere diese Wunderkraft Deiner göttlichen Kunst an uns selber“ — beendete Günther endlich den Streit. Baron schaffte sein Instrument zur Stelle, und im Kreise um ihn herum gelagert harrten die lustigen Mäusenöhne der versprochenen Wirkungen. Der Virtuos begann, die zierlichen Läufer, die schönsten Melodien wechselten mit einander; bald tönte seine Laute in sehnsuchtsvollen Liebesklagen, bald in rauschenden, kriegerischen Akkorden, und Baron hat vielleicht nie in seinem Leben wieder so gut gespielt, wie an diesem Abend. Unablässig aber befiel er sein Publikum im Auge; er hatte sich vorgenommen, den Jörn in ihnen bis zu einem gewissen Grade zu erregen, um dann besänftigend einzulenken. Bald bemerkte er, daß bei gewissen Passagen mehrere der Zuhörer unruhig wurden. Sogleich brachte er diese Passagen reichlicher an, und die unruhigstehende Wirkung blieb nicht aus. Er verdoppelte und verdreifachte sie, ließ Sekundenlang allein in den schneidendsten Dissonanzen fort oder schlug sie mit starken Griffen vielfach nach einander an. Die Unruhe wurde endlich so stark, daß hier einer, dort einer aufsprang und sich nach Gegenständen umfah, woran er seine Wut auslassen konnte. Schließlich artete der Versuch in eine allgemeine Rauferei aus; ehe noch Baron einsinken konnte, fuhren die Degens aus den Scheiden und klirrten gegen einander; manch Crinckgefäß, manche Scheibe ging in Scherben, und einige der Wütenden fielen sogar über den Arion, der das Unheil angelächelt und nicht rechtzeitig eingelenkt hatte, her, so daß sich Baron nur mit genauer Not und einer zerschmetterten Laute aus dem Treffen rettete. Kaum aber hatte er die Thür hinter sich, so hörte er in dem Zimmer ein ungeheures Gelächter. Neugierig, zu erfahren, wodurch sich die Wogen des unbändigen Jornes so schnell besänftigt haben könnten, kehrte er um. Sobald er aber den Kopf durch die Thür steckte, wurde er unter allgemeinem Lachen hineingezogen und erfuhr nun zu seinem Aerger, daß die tollten Mäusenöhne ihn aufs gröblichste zum Besten gehabt hatten. Sie hatten die ganze Affäre so mit einander verabredet, als Baron gegangen war, seine Laute zu holen. Das ungleich bessere Instrument, das ihm am nächsten Morgen für das zertrümmerte ins Haus geschickt wurde, war aber eine ausreichende Genugthuung für die ihm widerfahrne Unbill, und alle Beteiligten blieben die besten Freunde.